

Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge = Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série

Herausgeber: Schweizerisches Landesmuseum

Band: 36 (1934)

Heft: 3

Rubrik: Nachrichten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NACHRICHTEN

Herausgegeben von der Gesellschaft für Schweiz. Kunstgeschichte.

KANTON AARGAU.

VINDONISSA.

Dem Amphitheater in Vindonissa drohte 1933 die Gefahr, durch die projektierte Errichtung einer Transformatorstation in der Ecke beim Aufstieg zum Theater in der Wirkung arg beeinträchtigt zu werden; durch energisches Einschreiten des eidgenössischen Departements des Innern wurde dies verhindert. Linus Birchler.

KANTON SCHWYZ.

FREIENBACH.

In der durch Umbau aus einem romanischen Turmchor entstandenen Sakristei von Freienbach (Planaufnahmen bei Birchler, *Kunstdenkmäler Schwyz I*, 286) wurden am flachen grätigen Kreuzgewölbe im Frühjahr 1934 durch Fräulein Colette de Reynold spätgotische Malereien freigelegt. Der vermutete Schlußstein, den man vorher durch den Verputz sich abzeichnen sah, erwies sich als gemalt; in seinem Ring ist eine von einem Strahlenkranz eingefasste Halbfigur (Gottvater? Maria?) gemalt. Von diesem Mittelmedaillon aus ziehen sich gemalte Rippen über die Gräte des Gewölbes. In die vier dreieckigen Wölbungsfelder sind inmitten roter Sterne die Evangelistensymbole gesetzt, ungewöhnlich groß, in eindrucksvollen und schwungvollen Kurven gemalt, rein zeichnerisch aufgefaßt.

Die vielleicht erst nach 1550 entstandenen Malereien wurden ungemein sorgfältig fixiert und ausgetupft; man verzichtete in vorbildlicher Weise auf jegliche Ergänzung oder Ausdeutung der ans Licht getretenen Partien.

Die an den Wänden vermuteten figürlichen Darstellungen (hinter den eingebauten Schränken) konnten nicht freigelegt werden. Die kümmerlichen Reste romanischer Malereien am vermauerten Chorbogen der ältesten Kirche lassen sich nicht mehr fixieren.

(Birchler, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz*, Bd. I, 286.)

NUOLEN.

Im Ryffenloch bei Nuolen, hart am See, hat Herr Jean Melliger in Wangen, der früher unter Michael Speck in Zug und auf der Baarburg sich betätigt hat (ihm sind die drei in der Datierung noch immer umstrittenen Funde von Tierdarstellungen auf der Baarburg zu danken), die Fundamente einer gänzlich unbekanntenen *Wasserburg* entdeckt, die er seit Jahren in mühseliger Arbeit freilegt, in Planaufnahmen festhält und die einzelnen freigelegten Mauerzüge jeweils wieder zudeckt. Die teilweise auf Holzrosten errichtete Burg scheint dem 12. bis 15. Jahrhundert anzugehören, wie die zahlreichen Kleinfunde (vor allem viele Glasfragmente) andeuten. Die Burg ist urkundlich nirgends erwähnt.

SCHWYZ.

Bei der im Sommer 1933 erfolgten Renovation der Kirche des Dominikanerinnenklosters St. Peter am Bach in Schwyz (vgl. *Kunstdenkmäler Schwyz II*, 448 ff.) hat Arch. Jos. Steiner mit Glück auf die beliebte Vergoldung oder verschiedenfarbigen Tönung des Stuckes verzichtet und Wände und Decken rein weiß gehalten.

UFENAU.

Im Chor der romanischen Reginlinden- oder Martinskapelle auf der Ufenau (vgl. Birchler, *Kunstdenkmäler Schwyz I*, 320 ff.) wurden zu Anfang Mai 1933 Wandmalereien aus verschiedenen Perioden freigelegt. An der Altarwand, zu beiden Seiten des gotischen Fensters, fanden sich Darstellungen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, ein Kreuz mit Leidenswerkzeugen (nach dem Fenster hin stark beschädigt) und St. Martin zu Pferd mit dem Bettler (besser erhalten); über das erstere wurde nachträglich das Wappen des Einsiedler Abts Joachim Eichhorn (1544—69) gesetzt; die Spuren eines Wappens über dem letzteren ließen sich nicht bestimmen. Im Chorgewölbe legte man Malereien aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bloß, eine Krönung Mariä, leichtes Rankenwerk und, in die Gewölbezwickel verteilt, vier musizierende Engelein. Stark verblaßt und auf schlechten Grund gemalt sind die klugen und törichten Jungfrauen im Chorbogen, gegen 1600 entstanden. Die überweißen Sandsteingliederungen des Chorbogens und des Chorgewölbes wurden freigelegt und teilweise in Kunststein ergänzt. Im Schiff wurde an

der Stelle der längst verschwundenen alten Empore eine neue schwere Holzempore eingebaut; die Gipsdecke wurde durch eine dunkle Felderdecke ersetzt. Der Einsiedler Benediktiner P. Bernard Flueler malte das Chörlein figürlich bunt und unruhig aus und gab den vorher weißen Wänden des Schiffes eine stark farbige Tönung; von ihm ist auch das Glasgemälde des Altarfensters.

Birchler.

KANTON ST. GALLEN.

ST. GALLEN.

Stiftskirche. Die 1928 begonnene Außenrenovation der St. Galler Stiftskirche ist die größte und künstlerisch ansehnlichste derartige Arbeit, die bis jetzt in unserm Land an einem nachmittelalterlichen Bauwerke vorgenommen wurde. Bis Ende dieses Jahres wird der Hauptteil, die Ostfassade mit den Doppeltürmen, wiederhergestellt sein. Der Kostenvoranschlag, der rund eine Million Ausgaben vorsah, wird voraussichtlich nicht überschritten werden. Die Leitung der Renovation hat Architekt Erwin Schenker in St. Gallen. Da auch das eidgen. Departement des Innern an die Arbeiten einen (relativ kleinen, in Anbetracht der zur Verfügung stehenden Mittel jedoch beträchtlichen) Subventionsbeitrag leistet, fungieren als eidgenössische Experten Prof. Josef Zemp in Zürich und (nach dem Hinscheiden des St. Galler Stadtbaumeisters Max Müller und des Berner Münsterbaumeisters Karl Indermühle) Architekt Schmid in Chillon.

Es handelt sich bei der Renovation vor allem um Behebung der Witterungsschäden, die an allen vorspringenden Teilen und vor allem an den plastischen Partien sich derart weit eingefressen hatten, daß die Formen oft kaum mehr zu erkennen waren und nur durch Vergleich mit analogen Partien an andern Stellen verstanden werden konnten. Während an der Westfassade und an den Westseiten der Türme die Steine durch Schlagregen ständig auf natürliche Weise gereinigt wurden, konnte sich auf der Ostseite eine schwarze Staubkruste festsetzen, die zur Entstehung morscher Gesteinsschichten führte. Der statische Zustand der Ostfassade und ihrer Türme war im allgemeinen ein guter. Nur an der Südwestecke des Nordturmes war im obersten Geschoß eine der Ecksäulen um 10 cm ausgewichen.

Von der Verwendung von Kunststein wurde von vorneherein abgesehen, da Sandstein und Kunststein sich gegenseitig «im Verband» nicht vertragen. Nach den alten Baurechnungen hatte man den Sandstein teilweise aus dem Steinbruch am Rotbach bei Teufen, teilweise von Rorschach und teilweise aus einem jetzt eingegangenen Steinbruch bei St. Georgen bezogen. Nach verschiedenen Versuchen wählte man schließlich den Teufener Stein, der sich vor allem in der Farbe gut zwischen die alten Stücke einfügt. Der Steinbruch wurde mit Kran und Transportbahn versehen; unterhalb der Ostfassade wurde im Klosterhof eine Bauhütte eingerichtet. Man erstellte ein massives, abgeundenes Gerüst, das in jeder Höhe freies Arbeiten gestattet; durch einen bis zur Kuppel der Türme reichenden Aufzug werden Arbeiter und Materialien emporgeschafft. Das Gerüst stand zuerst am Südturm, wurde dann an den Nordturm umgestellt und wird schließlich noch an der Westapsis Verwendung finden.

Als oberster Grundsatz wurde festgelegt, so wenig als möglich an den Baubestand selber zu rühren, aber dafür zu sorgen, daß alles, was zur technischen Sicherung notwendig ist, so ausgeführt werde, daß wenigstens für ein Jahrhundert keine neuen Reparaturen mehr nötig werden. Da die meisten Schäden durch Tropfwasser entstanden waren — die Spuren des von den Kuppelhauben ab rinnenden Wassers waren besonders deutlich sichtbar —, sorgte man zuerst für bessere Ableitung des Wassers. Auf ingenieure Weise wurden an der Kuppel und anderswo verdeckte Rinnen angebracht; das Wasser der Dächer wird nach innen abgeleitet; eine äußere Ableitung, die technisch vorteilhafter gewesen wäre, kam aus künstlerischen Gründen nicht in Frage, da man die Fassade nicht mit Abfallrohren verunstalten wollte. Sämtliche Gesimse und Kapitelle wurden mit Kupferblech abgedeckt, das in einer mit Blei ausgestemmen Nut an die senkrechte Wand angeschlossen ist.

Weil man an der ursprünglichen Form nicht das mindeste ändern wollte, verzichtete man grundsätzlich darauf, defekte Partien zu überarbeiten, denn dadurch wären Profile und Dekorationsformen verändert worden; Ornamente, Gesimse und Bänder hätten sich verschmälert und verflacht, und das Entscheidende, die Proportionierung der Teile, hätte sich verschoben. Alle defekten Stücke werden deshalb so weit ausgebrochen, daß mit dem Einsetzen der Ersatzstücke wieder ein richtiger Steinverband entstehen kann, also mindestens 20 bis 30 cm tief. Die Außenseiten aller Quadern werden mit dem Scharriereisen bearbeitet, wodurch auf den vorher aufgestockten Steinflächen breite, dicht aneinander liegende, furchenartige Beschläge entstehen, winkelrecht zu den Lagerflächen. Versuche mit Kompressoren und Tragmotoren, die Steine maschinell zu bearbeiten, verliefen unbefriedigend, da die Maschinen den verschiedenen Steinhärten

nicht so verständig nachzugeben wissen wie die Hand des Steinhauers. Nur an wenigen Stellen der Ostseite, wo die Zerstörung durch die Staubkruste nur einige Millimeter betrug und der darunter liegende Stein durchaus gesund war, begnügte man sich mit einfacher Überarbeitung, sonst wurden überall alle defekten Quadern ersetzt. Dies bedingte, daß jeder einzelne Stein auf seine Qualität und seinen Erhaltungszustand hin untersucht wurde. Die Gesimse mußten fast durchwegs ersetzt werden, vor allem in den obern Geschossen, wo die Verwitterung stärker als unten war.

Die plastischen Dekorationen werden durch Punktieren auf die neuen Steine übertragen; sie müssen teilweise am Original in Gips ergänzt werden. Die beiden Turmkuppeln und das Türmchen auf dem Mittelgiebel, mit Kupfer verkleidet, wurden nur ausgeflickt und in der alten Farbe belassen. — Erhebliche Schwierigkeiten verursachten die Zifferblätter. Das Ablesen der Zeit ist an ihnen fast unmöglich, denn als Stundenzeiger dient der große und als Minutenzeiger der kleine Zeiger; zudem ist von ferne nicht leicht festzustellen, welches die Spitze und welches das Ende der Zeiger ist, da sie über die Mitte des Zifferblattes hinaus nach rückwärts verlängert sind. Die lange in Erwägung gezogene Änderung der Zifferblätter unterblieb schließlich. Denn diese können als kompaktes Ornament aufgefaßt werden, das formal mit den beiden darüber liegenden Schallöffnungen, den Türen auf den Turmgalerien und den Ovalfenstern in Wechselwirkung gesetzt ist.

Die Renovation der figürlichen Plastiken stellt den schwierigsten und interessantesten Teil der Renovation dar. Zwei kolossale Putten, die auf dem Rand des mittlern Frontispizes frei in die Luft hinausragen und die in ihren etwas handwerklichen Formen noch überraschend gut erhalten waren, wurden durch Kopien ersetzt, deren Herstellung nur technische, aber keinerlei künstlerische Schwierigkeiten brachte. — Ganz anders stand es um das Mittelrelief der Krönung Mariä, das nicht viel mehr als den Namen Feuchtmayers trug. Außer der Gesamtkomposition, dem Fluß der Draperien und einem Putto oben auf der linken Seite ist nichts mehr als Werk Feuchtmayers zu bezeichnen. 1845 hatte der Tiroler Bildhauer Johann Miller aus Pettnau das Relief, das schon damals arg abgewittert war, überarbeitet und ergänzt; sein Werk sind vor allem die ungemein roh und schematisch geschnittenen Köpfe Marias, Christi und Gottvaters. Dies alles war seitdem wiederum wüst verwittert; weite Partien ließen sich mit freier Hand abbrechen, während ausgerechnet die puppenhaft leeren Köpfe recht gut erhalten waren. Nach langen Beratungen entschloß man sich, die Gesamterneuerung der Reliefruine nicht handwerksmäßig, sondern durch einen anerkannten Künstler ausführen zu lassen, durch den Bildhauer Alfons Magg in Zürich. Die Gesamtkomposition des Reliefs, die Bewegung und Drapierung der Gestalten und verschiedene Einzelheiten mit Ausnahme der Köpfe konnten teilweise vom Original kopiert werden; zum guten Teil jedoch mußten sie einführend aus dem Erhaltenen heraus nachgeschaffen werden. Die schwierigste Aufgabe bestand für den Bildhauer darin, die durch Millers ungeschickte Ergänzungen ersetzten Originalköpfe durch neue zu ersetzen, die dem Formwillen Feuchtmayers entsprechen können. Es war für einen ernsthaften modernen Künstler nicht leicht, sich in die Sprache des Rokokomeisters einzuleben. Nach eindringlichen Vorstudien an andern Bildwerken der St. Galler Kathedrale war Magg befähigt, aus dem Geiste des Originalwerkes heraus zu schaffen und dabei doch noch ein Zipfelchen seiner eigenen künstlerischen Persönlichkeit herausstellen zu lassen. Die riesigen Dimensionen und die weite Distanz vom Beschauer verlangten für die neuen Köpfe eine summarische Behandlung, zugleich aber erheischte der Stil des Werkes Geschmeidigkeit und lyrische Zartheit. Was Magg in halbjähriger Arbeit geschaffen hat, verdient hohes Lob. Derzeit wird das in Originalgröße erstellte Gipsmodell in Stein übertragen.

Der Bildhauer wird auch der noch schwierigern Aufgabe gewachsen sein, deren Lösung noch aussteht. Es sollen nämlich die steifen Statuen der hl. Mauritius und Desiderius, die der in Konstanz wohnende Schaffhauser Bildhauer J. J. Oechslin 1845 an Stelle zweier verwitterter Riesenstatuen Feuchtmayers auf die Galerie unterhalb des Frontispizes geschaffen hatte, durch qualitätvollere Werke ersetzt werden, die zugleich wieder Bauplastiken sein sollen, sich dienend in den Gesamtorganismus einfügen müssen. Die beiden Statuen kommen auf Attikastücken über die beiden mächtigen Säulen des Hauptgeschosses zu stehen; sie sollen architektonisch als Element der Massenauflösung wirken, sollen gewissermaßen wie Flammen über den Riesenkerzen der Säulen emporlodern. Die erstellten kleinen Modelle Maggs zeigen, daß er dieser eminent schwierigen Aufgabe durchaus gewachsen ist.

Die Renovation der St. Galler Kathedralenfassade stellt eine vorbildliche Leistung dar. Da man bei uns noch immer mit barocken Kirchen geradezu schändlich umspringt, ist es Pflicht, auf pietätvolle Renovationen ausführlich hinzuweisen.

(Linus Birchler, Die Außenrenovation der St. Galler Kathedrale, «Vaterland» 1933, Nr. 273, 274, 275, 21.—23. November 1933. — P. Thaddäus Zingg, Erneuerung der Ostfront an der St. Galler Kathedrale, «Schweizerische Rundschau» 1934, Heft 2, 1. Mai.) *Birchler.*

Marktplatz. Bei den Grabungen, die im Jahre 1933 für die Fundamentierung der Kreditanstalt-Schützengarten-Bauten auf dem Marktplatz zu St. Gallen ausgeführt wurden, sind einige interessante Dinge zutage getreten, die wert waren, vor der endgültigen Vernichtung und Einmauerung in meterdicke Betonschichten in Bild und Schrift festgehalten zu werden. Sieben Photographien und ein Situationsplan, aufgenommen vom Verfasser, wurden dem Archiv für Hist. Kunstdenkmäler im Schweiz. Landesmuseum überwiesen.

Vor allem handelt es sich um die nochmalige Festhaltung der Grundmauern des ehemaligen Rathauses und der anliegenden Bauten. Da, wo sich das Kreditanstaltgebäude erheben wird, fanden sich in der Tiefe die auf dem Plan schraffiert gezeichneten Fundamente. Es handelt sich um eine äußerst solid gemauerte Grundmauer, die, wenn wir am süd-östlichsten Punkt an der Neugasse beginnen wollen, quer nach Nordosten verläuft. Sie weist eine Breite von 2,40 Metern auf und besteht aus groben Sandstein- und Nagelfluhblöcken. Ungefähr in der Mitte des neuen Gebäudes finden wir dann die rechteckige Grundmauer eines Turmes aus demselben Material von 2 m Dicke. An diesen Turm schließt sich weiter dieselbe Mauer an, hier wieder in einer Breite von 2,40 m und biegt dann schon nach etwa 5 m, rechtwinklig nach Westen ab. Der oben beschriebene Turm besaß ein Ausmaß von 7 auf 8 m in seinem Grundgeschoß und darf ohne Zweifel als der sogenannte Archivturm angesehen werden, welcher an der Westfront des Rathauses angebaut war. (Siehe «Baudenkmäler der Stadt St. Gallen»).

Am nordwestlichsten Punkt der Ausgrabungen konnte, 10 m vom «Hörnli» entfernt, ein kleines Tor aufgedeckt werden, welches sehr wahrscheinlich als ehemaliges Ausfallstörchen in den Irabach angesehen werden muß. In einer Höhe von etwa 1,60 m ist es in einfachem romanischem Bogen aus großem Gestein ziemlich roh gebaut und, wahrscheinlich später, wieder zugemauert worden. Die Vermauerung haben wir aufgebrochen, kamen dann aber in Erdreich und aufgefüllte Schuttmassen. Das Törchen ist heute den Betonmauern des Schützengartenbaues einverleibt.

Kehren wir wieder zur südöstlichen Fassade zurück. Dort wurden beim Abgraben zwei sonderbare Gebilde durchschnitten, die sich genau in der Durchstichlinie des Aushubes befanden. Das eine etwa 1,20 m von der östlichen Ecke des Kreditanstaltgebäudes entfernt, das andere, in derselben Linie etwa 8 m davon. Es waren das etwa mannshohe, aus finger- bis kinderarmdicken Weiden- und Haselnußstauden geflochtenen Körbe von Bienenkorbform mit der geschlossenen Kuppe nach unten und der Öffnung oben. Sie waren bis oben angefüllt mit einer äußerst überriechenden mistartigen Masse aus menschlichen und tierischen Abfallstoffen, die durchsetzt war von unzähligen Kirschen- und Zwetschgensteinen. Es handelt sich offenbar um zwei Abfall- oder Mistgruben, die, früherer Sitte entsprechend, nicht aus gemauerten Kästen, sondern aus in die Erde eingelassenen geflochtenen Körben bestanden.

Im nordöstlichen Anschnitt endlich, der den Stadtplatz der Meteorologischen Säule quer durchschneidet, fand sich, 6 m nördlich von derselben, ein etwa 3 m tiefer Brunnenschacht von etwa 1 m Durchmesser. Er bestand aus mannskopfgroßen rundlichen Bachsteinen, die, ohne jegliche Verbindung von Mörtel, einfach aufeinander geschichtet waren und so eine kreisrunde Zisterne bildeten. Die obere Öffnung war mit zwei kräftigen, angebrannten Balken überlegt, worauf sich noch etwa 1 m Erdreich legte. Der Schacht war frei und im Innern sauber. Er bot einem aufrecht stehenden Mann genügend Raum. Es muß sich dabei um eine Zisterne handeln, die angelegt worden war, um das durchsickernde Grundwasser aufzunehmen.

Ich erachtete es als Pflicht, diese aufgedeckten Zeugen früherer Zeit festzuhalten, bevor sie nun endgültig verloren sind und hoffe, damit einen, wenn auch nur geringen, Beitrag zur Baugeschichte der Stadt St. Gallen geliefert zu haben

Dr. Hans Richard v. Fels.

KANTON THURGAU.

BISCHOFSZELL.

Die Gemeinde Bischofszell hat im Frühjahr 1931 das Schloß durch Kauf in ihren Besitz gebracht und mit einem Kostenaufwand von 183000 Franken vom Februar 1931 bis zum Mai 1932 einer gründlichen und umfassenden Umgestaltung und Erneuerung unterzogen. Im Schloß befinden sich jetzt Museum und Bibliothek, Bureaux und Lagerräume der städtischen Betriebe und zwei Wohnungen. Der leitende Architekt, Paul Nisoli in Weinfelden, hat in geschickter Weise das Alte gewahrt und doch den Anforderungen der Neuzeit dienstbar gemacht. Auf Anregung von Dr. K. Frei-Zürich wurden vom Äußern nach dem Herunterschlagen des Verputzes durch die Museumsgesellschaft Bischofszell Photographien hergestellt, die ins Archiv für historische Kunstdenkmäler im Landesmuseum gelangten. Ebenso wurden drei der von Rahn (Die mittelalterlichen Architektur- und Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau) erwähnten gotischen Schlitz-

fensterchen des Erdgeschoßes, die sich gegen einen der Museumssäle öffnen, in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt. — *Bischofszeller Nachrichten* 1932, Nr. 58, und *Thurgauer Zeitung* 1932, Nr. 126, mit Text und Abbildungen. *A. Vögeli, theol., Frauenfeld.*

FRAUENFELD.

Die unter der Leitung von Architekt Carl Zerle in Frauenfeld vom Herbst 1931 bis Ende August 1932 durchgeführte Renovation der Laurentius-Kirche in Oberkirch bei Frauenfeld hat deren Äußeres und Inneres stark verändert. Nach Westen wurde die Kirche um ca. 70 cm verlängert. Die Westseite des ältesten Teils mit einem romanischen Portal mußte deshalb geschliffen werden. Auf der Südseite wurde die einfache Stichbogentür ebenfalls beseitigt. Beide Eingänge weisen jetzt schwerfällig gegliederte Wulstportale aus Kunststein auf, die sich dem alten Bestand nicht recht einfügen. Im Innern wurden die alten Altarverkleidungen, die Chorstühle und die Bestuhlung im Schiff beseitigt. In den Leibungen des Chorfensters konnte eine Verkündigung, an der Südwand ein Martyrium des Stephanus und an der Nordwand ein Sakramentshäuschen mit Unterstützung der eidg. Kommission für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler aufgefrischt und erhalten werden. An der Ostwand wurden die neu zum Vorschein gekommenen Schalltöpfe frei gelassen. Vgl. Hans Metzger und Alfred Vögeli, *Die St. Laurentiuskirche zu Oberkirch-Frauenfeld* (Anz. f. schweiz. Altertumskunde 1934, S. 145 ff.).

A. Vögeli, theol., Frauenfeld.

Die historische Abteilung des Thurg. Museums konnte durch Vermittlung des Landesmuseums aus Dießenhofen ein Tafelgemälde mit der Signatur HSB (lig.) 1535 erwerben. Es stellt den Verrat des Judas dar und ist in den Hauptfiguren (Christus, Judas, Petrus) dem Gemälde von Dirk Bouts nachgebildet. In das Thurg. Museum gelangten weiter die folgenden Gemälde: Ein Porträt (Pastell) von J. Brunschweiler d. Ä., 1787; zwei Porträte des Jakob und der Susanna Rutishauser, Oberaach, gemalt von J. Weiß, 1818; drei Miniaturporträte von Angehörigen der Familie Römer, gemalt von J. Brunschweiler d. J.; ein Porträtmedaillon von J. C. Freiemuth, 1835, vermutlich ebenfalls ein Werk des letztgenannten Künstlers. *Dr. G. Büeler.*

GACHNANG.

Die Pankratius-Kirche, die seit der Einführung der Reformation 1528 ausschließlich dem reformierten Kult offen steht, hat vom 26. Juni bis zum 10. August 1933 unter der Leitung von Architekt Kaufmann in Frauenfeld eine durchgreifende Innenrenovation erfahren. Dabei wurde der 1493 erbaute Chor von allen Tüncheschichten befreit und in der ursprünglichen Polychromie weitgehend erneuert. Bildliche Darstellungen sind keine zum Vorschein gekommen, dagegen ließen sich Spuren einer ausgeführten Ornamentik in den Zwickeln der Sterngewölbe feststellen. Über dem Scheitel des Chorbogens konnte das Wappen der Gemeinde (Finhorn) mit der Jahrzahl 1493 erneuert werden. Gut erhalten war auch die Bemalung der beiden Schlußsteine (Maria mit Kind, Pankratius), der Konsolen und ihrer Vorsätze. Die Restauration wurde von der Firma Clavadetscher in St. Gallen-Herisau durchgeführt.

Die Kirche besaß ehemals neun Glasscheiben, von denen heute nur noch zwei vorhanden sind, zu deren Erhaltung der Historische Verein des Kantons Thurgau 1888 100 Franken verabfolgt hatte. Im Pfarrbericht von J. H. Lavater 1695 (*Zürcher Staatsarchiv* E II, 292 p. 19 ff.) ist uns wenigstens eine Wiedergabe sämtlicher Scheiben erhalten. Wann die sieben andern Scheiben veräußert wurden oder verschwanden, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. Derselbe Pfarrbericht erwähnt, daß 1685 «ein Conventual von Einsidlen die Form der Kirchen zu papyr entworfen habe». Dieser Konventuale ist zweifellos der Einsiedler Stiftsbaumeister Bruder Caspar Mosbrugger. In Birchlens Monographie über diesen Architekten ist nur ein Aufenthalt Mosbruggers in Gachnang für 1695 bezeugt (S. 79); auch der Einsiedler Stiftsarchivar P. Rudolf Hengeler konnte mir nichts über die gewiß interessante verschollene Planaufnahme der Kirche in ihrem alten Zustand mitteilen. Das Kirchenschiff muß dreiteilig gewesen sein, denn 1642 wurde «die Cantzel, welche an der rechten Saul auff Seiten des Thurns gestanden, verändert vnd vnder den Bogen des Chors gesezet». Infolge Baufälligkeit sollte das Schiff 1743 durch Adam Lüthi von Stettfurt gründlich repariert werden, aber während der Arbeit stürzten Säulen und Gewölbe ein und machten einen Neubau nötig, der nach langwierigen Verhandlungen und Unterbrüchen 1749 endlich unter Dach und Fach gebracht werden konnte. Wahrscheinlich wurde damals die Westseite gegenüber früher zurückgesetzt und mit einem Vorzeichen begabt, woraus sich die jetzige schlechte Proportion zwischen Turm und Schiff erklärt. Die Kirche von 1493 ist die größte bauliche Leistung der Reichenau auf thurgauischem Boden gewesen. Der damalige Abt, Freiherr

Martin von Weißenburg-Krenkingen (1491—1508), hat der Kirche eine Scheibe mit seinem Wappen und Namen geschenkt, die sie noch heute schmückt. — Vgl. HG. Sulzberger, Geschichte der Kirchgemeinde Gachnang, Thurgauer Volkszeitung 1883, Nr. 87. Gefl. Angaben des Ortspfarrers Walther Huber. Rahn, Architektur- und Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau, 1899, S. 160 ff. *A. Vögeli*, theol., Frauenfeld.

KANTON UNTERWALDEN.

ACHEREGG.

In der Seenge beim Acheregg (Alpnachersee) fand man ein bleiernes Reiterfigürchen mit Topfhelm, das einem Aquamanile gleicht und wohl als Parfumgefäß anzusprechen ist, sowie einen runden Anhänger aus dem gleichen Material, der ein ritterliches Ehepaar unter dem Lebensbaum zeigt. Die ins Museum Stans gelangten Funde gedachte † Robert Durrer zu publizieren. Photographien im Landesmuseum.

LUNGERN.

In Lungern wurde 1929 das 1893 in eine selbständige Kapelle verwandelte Chor der mittelalterlichen Pfarrkirche abgerissen. Beim Sprengen der Mauern wurde das bei Durrer S. 365 abgebildete gotische Sakramentshäuschen zerstört. Ein Kommentar erübrigt sich, um so mehr, da die Zerstörung des gotischen Chorbaues mit der Bereicherung des neugegründeten Museums in Sarnen motiviert wurde.

SARNEN.

Ins historische Museum von Sarnen gelangten die Bilder und Plastiken des Altars aus dem abgebrochenen Chor von Lungern, eine spätgotische Johannesstatue aus der Donnerstagkapelle in Kägiswil (Leihgabe), ein Gemälde der Blendung Anderhaldens von ca. 1780 und verschiedene kleinere Objekte.

STANS.

Nachdem 1903 der romanische Turm und 1925 das Äußere der Stanser Pfarrkirche unter Mitwirkung Robert Durrers wiederhergestellt worden waren, erfolgte 1931/33 eine Innenrenovation, deren künstlerische Leitung bei † Landammann Hans von Matt und † Dr. Robert Durrer lag. Hierbei wurden die 1863 gemalten unruhigen und überladenen Pseudostukkaturen am Gewölbe des Hauptschiffes sowie die 1824 von Simon Moosbrugger geschaffenen klassizistischen Gewölbestukkaturen der Seitenschiffe durch eine einheitliche Stukkierung ersetzt. Man wagte also nicht, zu der von Durrer in seinen Unterwaldner Kunstdenkmälern S. 779 als künstlerische Steigerung der Höhen- und Raumwirkung charakterisierten Nacktheit der Gewölbe zurückzukehren. Die von Griesl in Zug entworfenen und ausgeführten Stukkaturen sind streng architektonisch geführt und schließen an den alten Stuck des Chorbogens und der Gesimse an. Sie sind im Weiß der Mauern gehalten und lassen gegenüber der unruhigen Bemalung von 1863 den Raum viel klarer und größer in Erscheinung treten. Stilistisch verleihen sie der zwischen Renaissance und Barock stehenden Architektur einen entschiedenen Spätrenaissancecharakter, indem sie das visuell-statische Gerüste (Säulen, Gebälk) nun auch an den Decken «zu Ende denken».

Bei den Marmoraltären verzichtete man darauf, die in Spuren erhaltene ursprüngliche Vergoldung zu erneuern. Ihre Alabasterstatuen, die seit der letzten Renovation geweißelt waren, wurden gereinigt; man beschränkte sich auf das Vergolden der Heiligenattribute. Der Tabernakel des Hochaltars bekam ein neues getriebenes Türchen von Arnold Stockmann. Das im linken seitlichen Choraltärlein verwahrte Skelett des hl. Remigius erhielt eine neue Fassung, die man als vorbildlich für derartige, immer seltener werdende Aufstellungen von Reliquien bezeichnen darf: Schädel und Handknochen wurden in silbergetriebenem Haupt und Händen (von Hans von Matt modelliert, von Stockmann ausgeführt) eingeschlossen und der übrige Körper von Sr. M. Augustina Flüeler mit farbig geradezu raffiniert abgestimmter, aber diskreter Stoffbekleidung umhüllt. Ähnlich gefaßt wurden auch die Reliquien über dem rechten Choraltärlein, wo indessen das Mittelstück, die Bruderklauenreliquie, durch Marta Flüeler-Häfeli durchaus modern gefaßt wurde. Neue Kanzelfassung von Xaver Stöckli. Die vorher grau gestrichene hölzerne Orgelempore wurde abgelautet und gebeizt; in die Kassetten ihrer Unterseite kamen Stifterwappen, die Robert Durrer entworfen hat. Ähnlich hat Toni Flüeler kleine Kartuschen in den neuen Stukkaturen der Seitenschiffe mit diskreten Wappen ausgemalt.

Bei der Renovation erkannte man die künstlerische Bedeutung der 1646 von Nikolaus Schönenbüel geschaffenen kleinen Chororgel, deren ursprüngliche Disposition (eine typische Begleitorgel) erhalten ist. Sie wurde durch die Orgelbau A.-G. Goll in der Hauptsache wieder-

hergestellt und wird hoffentlich in absehbarer Zeit nach dem ausführlichen Gutachten von Hans Henny Jahnn völlig erneuert werden ¹⁾.

Über die innere Eingangsseite des Hauptportals kam ein von der Familie des verstorbenen Landammanns Hans von Matt gestiftetes und vom Bildhauer Hans von Matt geschaffenes großes Relief der Tagsatzung von Stans. Unter gewissem pietätvollem Widerspruch (vgl. «Heimatschutz» XXVIII, 10) wurden die vier das Vorzeichen tragenden Marmorsäulen ersetzt; die eine von ihnen, die eine Inschrift von 1713 trägt, wurde im obern Beinhaus aufgestellt.

Am Beinhaus neben der Stanser Pfarrkirche kam 1933 bei einer Außenrenovation ein interessantes Wandbild zum Vorschein, eine mystisch-allegorische Darstellung, von Rahmenpilastern eingefasst. Von zwei darauf dargestellten Stifterfiguren ist die eine wahrscheinlich als Bildnis des Landammanns Wolfgang Lussi zu deuten. Das ca. 1570 entstandene Wandbild wurde unter der Aufsicht Durrers von Paul Stöckli renoviert. — Bei der gleichzeitigen Renovation der obern Kapelle des zweistöckigen Beinhauses wurde die moderne Gipsdecke entfernt. Darunter fanden sich Andeutungen eines hölzernen Tonnengewölbes, das sich jedoch nicht erneuern ließ, da der darüber gelegene Raum für praktische Zwecke benötigt wird. Deshalb wurde die Gipsdecke durch eine flache hölzerne Felderdecke mit ornamentaler polychromer Bemalung ersetzt.

Der aus einem erraticen Block gehauene Trog des ehemaligen Stanser Dorfbrunnens von 1592 (Durrer, Kunstdenkmäler, Fig. 527) ist zwecks Granitgewinnung Mitte Januar 1934 gesprengt worden(!).

VERSCHIEDENES.

Für die Restaurierung der Möslikapelle oberhalb des Ranft wurde von der Gemeinde Kerns bei der Schweizerischen Erhaltungsgesellschaft ein Subventionsgesuch eingereicht, begründet durch ein Gutachten Robert Durrers und Dr. Meyer-Rahns. In Aussicht steht ferner die Renovation der entzückenden Landkapelle von Wisserlen bei Kerns, bei der man hoffentlich den feinen Reiz des Raumes nicht durch Ornamentierung des Deckengewölbes zerstören wird. Über eine geplante einschneidende Veränderung in der Sachsler Pfarrkirche, die dem Raum zum Vorteil gereichen soll, wird hier später berichtet. *Birchler.*

KANTON URI.

TEUFELSBRÜCKE.

Die Kommission für römische Forschungen erteilte mir den Auftrag, die Widerlager der alten Teufelsbrücke in der Schöllenschlucht auf ihr Alter zu untersuchen und wenn möglich festzustellen, ob sie bis in römische Zeiten zurückdatiert werden könnten.

Die heutige Teufelsbrücke ist im Zusammenhang mit dem Bau der Gotthardstraße 1827-30 entstanden. Hart daneben, nur tiefer, verband der kühne Bogen der alten Brücke die fast senkrecht abfallenden Granitwände. Noch bis zum Jahre 1887 stand dieser Bogen unbenutzt als ein eindrucksvolles Denkmal alter Brückenbaukunst und als Erinnerung an die Zeit des Säumerverkehrs. Niemand hat ihn zu erhalten versucht: er ist baufällig geworden und in die Tiefe gestürzt.

Eine alte Photographie (vergleiche die Abb. 1) zeigt die beiden Brücken nebeneinander. Man erkennt darauf links die ebenfalls noch gut erhaltene Zufahrtsrampe auf dem weniger steilen Ostufer und die geringen Reste auf dem Westufer, die einst auf Bögen, zum Teil mit Holzkonstruktion, den Weg um die glatte Felswand zur Brücke getragen haben. Heute ist außer der Brücke auch der Brückenansatz zerstört. Auf der gegenüberliegenden Seite hängen nur noch einige letzte Quadern über dem Abgrund. Die Brücke selbst konnte also nicht mehr untersucht werden. Sie selbst hätte auch über die mir gestellte Frage keinen Aufschluß geben können. Denn ohne Zweifel ist sie ein relativ junges Bauwerk gewesen.

In meiner Arbeit «Studien zur Eröffnungsgeschichte des Gotthardpasses» (Zürich 1924 bei Orell Füßli) erbrachte ich S. 129 ff. den Nachweis, daß der Name Teufelsbrücke früher nicht üblich war; an seiner Stelle brauchte man die Bezeichnung «stiebende Brücke». Durch eine Verwechslung wurde dieser alte Name im 19. Jahrhundert auf den ehemaligen Steg übertragen, der vor dem Durchschlag des Urnerloches 1707/8 um den Kirchberg oberhalb unserer Stelle geführt

¹⁾ Einer vor Jahren erfolgten Eingabe der Neuen Schweizer Musikgesellschaft entsprechend sollen in Zukunft in den Statistikbänden nicht nur alte Orgelprospekte, sondern auch die erhaltenen Dispositionen behandelt werden.

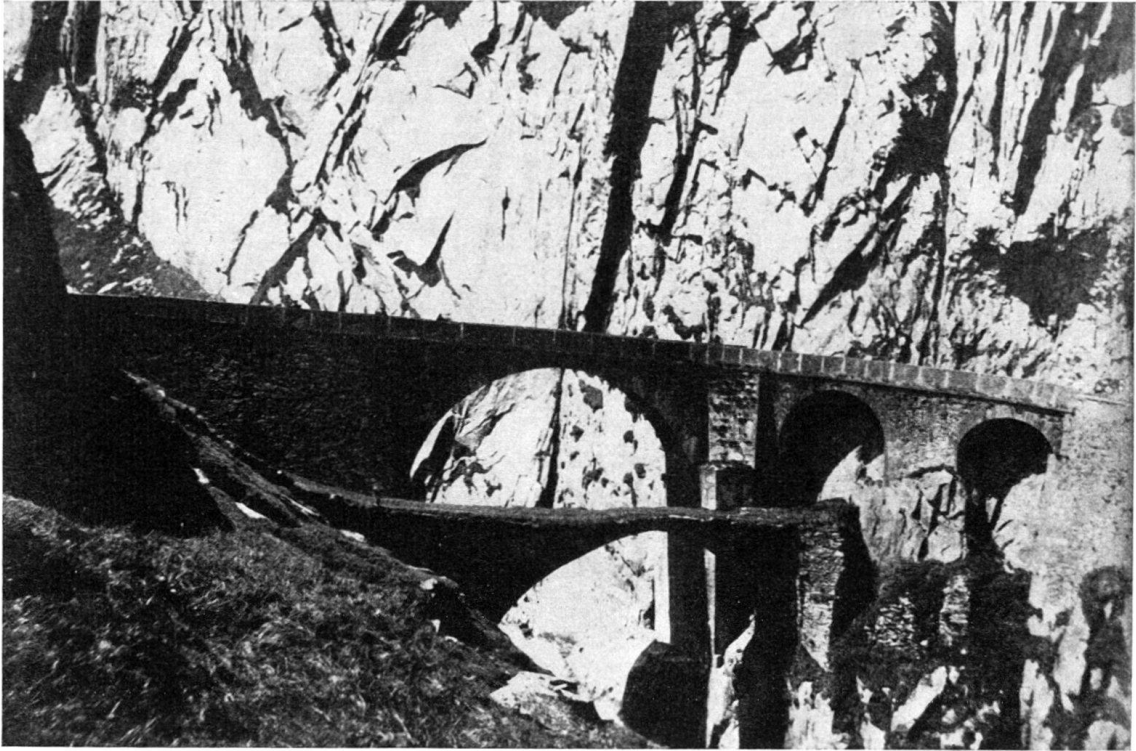


Abb. 1. Alte und neue Teufelsbrücke.

Nach einer Photographie von 1887 im Archiv für hist. Kunstdenkmäler, Zürich, Landesmuseum.

hatte. Die älteste Erwähnung der Stiebenden oder Teufelsbrücke stammt aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, wo um 1303 im habsburgisch-österreichischen Urbar als Grenzbezeichnung Urserens der Ausdruck «unz an die stiebende Brugge» gebraucht wird. Jedoch glaube ich, daß die 1887 abgestürzte Brücke erheblich jüngern Datums ist. Im alten Stiftbuch Andermatt steht zum Jahre 1595 die Notiz: «ward die Steüben Brug in der Schelenen gebuwen». Da später nie mehr von einem Neubau der Stiebenden Brücke in den Quellen, die von nun an doch reichlicher fließen, die Rede ist, bin ich überzeugt, daß die Brücke der oben erwähnten Abbildung im Jahre 1595 an die Stelle einer ältern trat.

Wenn durch eine archäologische Untersuchung irgendein Resultat erhofft werden sollte, so konnte das nur durch eine Ausgrabung des östlichen Zufahrtsweges geschehen. Eine Untersuchung der spärlichen Reste auf der Westseite wäre lebensgefährlich gewesen. Auf der Ostseite aber konnten in der Rampe Reste älterer Anlagen stecken; eventuell hatte sich auch auf der Bergseite Schutt mit Einschlüssen früherer Jahrhunderte abgelagert.

Die Arbeit war auch hier, über dem tosenden Abgrund, auf dem halb abgerutschten Straßenkörper nicht gefahrlos. Das alte Straßenpflaster war besonders durch Sand, der durch die Dolen von der obern Straße den Abhang hinuntergeschwemmt wird, vollkommen und in den untern Teilen bis über 1 m tief zugeschüttet und von einer üppigen Vegetation, die vom Wasserstaub des Reußfalles beständig etwas Feuchtigkeit erhält, überwuchert. Wir säuberten sie davon und fanden den Weg noch sozusagen intakt (Abb.2). Er besteht aus kleineren und größeren Granitplatten, die stark abgelaufen und am Rand durch längere Stücke und einmal auch durch einen kleinen Balken gegen das Abrutschen gesichert sind. Im mittleren Teil sind deutlich zwei Pflasterlagen zu erkennen. Die obere hat sich aufgelöst und ist zum Teil verschwunden. Die untere besteht aus kleineren, hochkant gestellten Steinen. Zuunterst, wo der Weg in scharfer Kurve zur Brücke umbog' und am meisten Gefälle hatte, sieht man einen Längsstreifen aus großen Granitplatten oder Blöcken. Hier beginnt sich der Weg vom Berghang zu lösen; vielleicht hängt der genannte Streifen damit zusammen und bildet im Innern des Straßenkörpers eine Ver-

strebung. Der auf dem Pflaster liegende große Block ist nachträglich, vielleicht beim Bau der neuen Brücke, heruntergestürzt.

Dieser erste Teil der Untersuchung brachte in einer Hinsicht ein negatives Ergebnis: Die Straße ist bergwärts direkt auf den nackten Granitfels gesetzt. Es bestand zwischen Straßenkörper und Berg kein Graben, in dem sich irgendwelche datierende Gegenstände sammeln konnten. Im Pflaster selbst fanden wir viele kleine Eisenstücke, wohl von Hufeisen und Nägeln, die beim Erklimmen der Höhe abgesprungen waren. Für die Datierungsfrage waren sie natürlich wertlos. Der einzige wichtigere Fundgegenstand der ganzen Grabung war eine bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffene Kupfermünze, auf der noch die Jahrzahl 17.. zu erkennen war.

Nun galt es noch, den innern Aufbau der Rampe zu untersuchen. Talwärts ist sie durch eine Trockenmauer aus großen Granitblöcken gesichert. Die äußerste, heute noch erhaltene Partie derselben ist bereits ins Rutschen geraten und befindet sich in Auflösung. Wir legten den Fuß der Mauer auf eine Strecke frei und machten die überraschende Feststellung, daß die Granitblöcke ohne irgendwelche Bindung auf den schiefen Granitfelsen aufgesetzt sind. Es ist klar,



Abb. 2. Zufahrtsweg zur alten Teufelsbrücke von Andermatt her.

Ausgrabung 1933. Blick von der heutigen Brücke aus.

Nach Photographie im Archiv für hist. Kunstdenkmäler. Zürich, Landesmuseum.

daß bei einer solchen Bauweise jedesmal, wenn die Rampe erneuert werden mußte, alle alten Baureste sauber entfernt wurden, um ein möglichst solides Fundament zu erhalten. Mörtel ist nicht verwendet worden. Im obern Teil des ausgegrabenen Straßenstückes legten wir einen Querschnitt durch den Straßenkörper an. Hier fehlte ein zweites, unteres Pflaster. Der Granitfelsen war teilweise zackig ausgebrochen, die Vertiefungen mit kleinerem Schotter aufgefüllt und darauf das Pflaster gesetzt. Auch hier von einer ältern Anlage keine Spur! Wir versuchten, den Straßenkörper auch weiter unten, dort wo der Holzbalken liegt, zu öffnen. Doch zeigte es sich, daß hier der ganze Unterbau bereits in Auflockerung begriffen ist. Wir durften es deshalb nicht wagen, größere Partien zu entfernen. So viel konnten wir aber doch sehen, daß auch hier der Unterbau einfach aus aufgeschichteten Granitsteinen ohne Mörtelbindung besteht.

Bei dieser Gelegenheit fanden wir, daß einer der großen Pflastersteine eine lange, halbzylindrische Vertiefung aufwies, die ich für ein Sprengloch hielt. Wir suchten darauf alle Steine genau nach ähnlichen Erscheinungen ab und fanden tatsächlich in der äußern Stützmauer zwei Granitblöcke mit der gleichen, nur kürzern Vertiefung. Um meiner Sache sicher zu sein, bat ich Herrn Hauptmann Steinrisser von der Mineurrekrutenschule, der eben in Andermatt im Dienst war, um sein Urteil über die Steine. Er bestätigte mir aufs bestimmteste, daß es sich bei den Vertiefungen nur um Teile von Löchern handeln könne, die beim Sprengen in die Felsen gebohrt werden. Damit war ein wertvoller Anhaltspunkt für die Datierung gewonnen. Der Stein im Pflaster konnte auch nachträglich in die Straße gelangt sein. Die Blöcke in der Stützmauer dagegen gehören zur ganzen Anlage. Diese, d. h. die Zufahrtsrampe zur Teufelsbrücke, ist deshalb zu einer Zeit angelegt worden, als man am Gotthard bereits mit Pulver Felsen sprengte. Sie ist also neuzeitlichen Datums.

Es geht über den Rahmen einer bloßen Vermutung nicht hinaus, wenn ich den Bau der Rampe mit der Sprengung des Urnerloches 1707/8 in Zusammenhang bringe. Ob man vor diesem Datum in der Schöllenen mit Pulver gesprengt habe, scheint mir eher fraglich. Beim Durchbruch des Urnerloches dagegen brauchte man dieses Mittel und erhielt auch viel Material, das zur Erneuerung der ganzen Weganlage dienlich sein konnte¹⁾.

Zusammenfassung: Die alte Teufelsbrücke kann heute nicht mehr untersucht werden, da nur noch ganz wenige Reste derselben an gefährlicher Stelle am Granitfelsen kleben. Der obere, östliche Zufahrtsweg ist neuzeitlichen Datums. Es fanden sich weder Reste einer mittelalterlichen noch einer römischen Anlage. Aus literarischen Quellen geht hervor, daß die 1887 abgestürzte Teufelsbrücke im Jahre 1595 gebaut worden ist. Es besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß der Zufahrtsweg um 1708 erneuert worden ist.

R. Laur-Belart.

¹⁾ Dem «Mineur», Bulletin für zivile und militärische Bohr- und Sprengtechnik 1933/34, S. 31, entnehme ich folgende Angaben:

Die früheste Nachricht von Verwendung des Schwarzpulvers als Sprengmittel stammt aus dem Jahre 1627, da ein Bergmann Kaspar Weindl im Oberbiber Stollen des Grafen Montecuculi bei Schemnitz die erste Sprengung ausführte. Von da verbreitete sich das Sprengverfahren rasch nach Böhmen, in die Gegend des Harzes und von dort nach England und Schweden. In der Schweiz wurde im Jahre 1707 das Urnerloch ausgesprengt, und bald darauf trat das Schwarzpulver in den Dienst der großen Tunnel- und Straßenbauten.